

mare

Perry Chafe

SOMMER AUF PERIGO ISLAND

Roman

Aus dem kanadischen Englisch
von Claudia Feldmann

mare

Für meine Schwester Diane Kieley,
die auf dieser Reise im Geist bei mir war.

Prolog

Menschen können wirklich spurlos verschwinden. Ich war erst neun, als ich erfuhr, dass mein Vater Luke Jacobs nie wieder nach Hause kommen würde. Das war im Sommer 1988. Mein Onkel fand seinen Dreißig-Fuß-Kutter, der ein paar Meilen vor Perigo Island – unserer Insel – an der Nordostküste von Neufundland im Meer trieb. Mein Vater war nicht an Bord.

Viele glaubten, dass er in einem bestimmten Fischgrund verschwunden war, dem sogenannten Sattel, wo der Meeresgrund abrupt um gut hundert Meter abfiel. Es war ein schwer zu navigierender Bereich, denn er lag zwischen zwei großen Felsgruppen und war berüchtigt für seine Kaventsmänner, die aus der Dünung in Kombination mit den schnellen Strömungen entstanden. Solche Wellen konnten mir nichts, dir nichts Schiffe versenken.

Die Küstenwache leitete eine Suche ein, an der sich fast alle Boote der Insel beteiligten, doch nach zwei Tagen wurde sie eingestellt. Achtundvierzig Stunden Suche nach einem Leben. Sein Leichnam wurde nie gefunden. Es ist eine tragische Geschichte, die denjenigen, die vom Meer leben, nur allzu vertraut ist. Der kalte Nordatlantik hatte sich wieder eine Seele geholt.

Sehr lange konnte ich nicht glauben, dass mein Vater tot war. Er war ein erfahrener Fischer aus einer langen Reihe von

Fischern, und an dem Tag hatte es keinen Sturm oder auch nur raue See gegeben. Und das Holzboot, das jetzt in unserem Garten lag, wies keinerlei Schäden auf. Es hatte schon gut zehn Jahre auf dem Buckel gehabt, als Dad es kaufte, aber es war hervorragend gebaut, ein Zeugnis der jahrhundertealten Bootsbauertradition unserer Insel.

Es bestand aus Fichten- und Wacholderholz und war so gebaut, dass es sich seitlich so weit zum Wasser neigte, dass man schwere Kabeljaureusen mühelos an Bord ziehen konnte. Es hatte ein kleines Motorhaus mit einem kraftvollen Einzylinder-Motor, der den Propeller am Heck antrieb. Und obwohl es für den Reusengang mit drei oder vier Mann an Bord gedacht war, fischte mein Vater am liebsten mit der Handleine, im Frühsommer mit Lodde als Köder am Haken, später dann Tintenfisch. Was bedeutete, dass er auch allein rausfahren konnte.

Nach dem Ende der offiziellen Aktion suchten mein Onkel Donny und ein paar andere Fischer noch zwei weitere Tage, doch vergeblich. Kurz darauf wurde in unserer Kirche ein Gedenkgottesdienst für meinen Vater abgehalten. Die kleine Holzkirche war bis auf den letzten Stehplatz besetzt, als die Gemeinde von ihm Abschied nahm. Da ohne Leichnam keine Beisetzung stattfinden konnte, ließ meine Mutter einen kleinen, flachen Stein in die Familiengrabstätte legen. Damals verstand ich nicht, warum sie das tat, denn für mich bedeutete vermisst nicht dasselbe wie tot. Vielleicht hatte mein Vater sich auf eine der kleineren Inseln in der Nähe gerettet, oder sogar auf eine der Felsgruppen, wo Lummen, Tölpel und Papageitaucher nisteten.

Nach dem Gottesdienst beschloss ich, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Es war Sonntag; keines der Boote würde

auslaufen. Ich packte mir ein Proviantpaket aus den Keksen, Aufläufen und Sandwiches, die uns Nachbarn und Freunde im Lauf der Woche gebracht hatten. In schweren Zeiten konzentrierten sich die Leute immer auf die Küche. Essen als Beileidsbekundung.

Ich wartete, bis die letzten Gäste gegangen waren und meine Mutter sich erschöpft hingelegt hatte. Dann nahm ich meinen Rucksack und verließ das Haus.

Die Spätnachmittagssonne spähte zwischen den dicken Wolken hindurch, als ich die gewundene Straße zum Hafen hinunterging. Ich hielt mich am Geländer fest, dem einzigen Schutz zwischen mir und der zerklüfteten Felsküste. Es war eine schmale Straße, und Autofahrer konnten auf keinen Zentimeter verzichten, wenn sie ihren Wagen dort entlangmanövierten. Vom Meer wehte ein kalter Wind herüber, der meine Lunge mit salziger Luft füllte, wie er es seit meinem ersten Atemzug getan hatte. Es war eigenartig still, und ich begegnete niemandem. Selbst die Möwen waren aufs Meer hinausgefliegen, da es heute an der Fischfabrik nichts zu holen gab.

Ich bog auf den Schotterweg ab, der steil nach unten zum Anleger führte, und ging zu der kleinen Fischerhütte am südlichen Ende des Hafens, wo Onkel Donny immer sein Schnellboot festmachte. Mit ihm und meinem Vater hatte ich öfter ein paar Runden gedreht, zugesehen, wie sie den Motor starteten und das Boot durch die Meerenge steuerten. Ein paar mal hatten sie mich sogar an die Pinne gelassen. Ich war also ziemlich sicher, dass ich das Ganze auch ohne sie schaffen würde. Sobald ich die Bucht hinter mir gelassen hätte, würde ich mithilfe des kleinen Messingkompasses, den mein Onkel im Schapp aufbewahrte, nach Nordosten fahren.

Ich warf meinen Rucksack ins Boot und begann, die schmale Holzleiter hinunterzuklettern. Doch nach wenigen Sprossen packte mich plötzlich eine lähmende Angst, und ich konnte weder vor noch zurück.

»Kommst du, oder gehst du?«, rief nach einer gefühlten Ewigkeit eine Stimme von oben.

Vorsichtig hob ich den Kopf. Da stand ein Mädchen. Anna Tessier, zwölf, drei Jahre älter als ich.

»Ich weiß nicht.«

»Du weißt nicht, ob du kommst oder gehst?« Sie lachte. »Jungs!«

»Vielleicht gehe ich. Vielleicht bleibe ich aber auch hier«, sagte ich, so fest an die Leiter geklammert, dass meine Knöchel weiß wurden.

Anna ging in die Hocke und hielt mir ihre Hand hin.

»Komm wieder rauf. Alles andere kannst du ja später entscheiden.«

Vorsichtig löste ich eine Hand von der Sprosse und ergriff ihre. Sie war warm und überraschend stark. Am Handgelenk trug sie einen breiten Silberreif, der so hell in der Sonne blitzte, dass ich die Augen zukneifen musste. Langsam setzte ich einen Fuß über den anderen. Auf der obersten Sprosse blieb ich stehen, direkt vor Anna. Sie musterte mich aufmerksam mit ihren leuchtend blauen Augen, dann lächelte sie. Ich erwiderte das Lächeln, doch als ich den letzten Schritt tun wollte, rutschte ich mit dem Fuß ab.

»Vorsicht.« Anna hielt mich fest, und obwohl sie zart wirkte, war sie viel stärker als ich. »Du willst doch da drin nicht baden, oder?«

Wir spähten hinunter auf das dunkle, wirbelnde Wasser. Damals warfen die Fischer, wenn sie im Hafen ihren Fang

verarbeiteten, alles, was sie nicht gebrauchen konnten, einfach über Bord. Und was die Möwen oder Ratten nicht fraßen, vergammelte im Wasser. Außerdem schwamm eine ölige Schicht Diesel von den Bootsmotoren an der Oberfläche, die unheilvoll schillerte. Insgesamt eine Brühe, in die man nicht hineinfallen wollte. Dankbar für Annas Hilfe, kletterte ich zurück auf den Anleger.

Ich wusste natürlich, wer sie war, und sie vermutlich umgekehrt auch. Aber da sie schon zwölf war, ging sie auf die Schule in der Stadt, drüben auf der Hauptinsel von Neufundland – beziehungsweise dem Festland, wie wir dazu sagten –, und deshalb hatten wir noch nie miteinander gesprochen.

»Pierce, richtig?«, fragte sie und strich sich das schwarze Haar aus dem sommersprossigen Gesicht. »Tut mir leid, das mit deinem Dad.«

»Sie haben ihn nicht gefunden«, sagte ich, den Blick auf meine Füße gerichtet. »Sie haben aufgegeben.«

»Und deshalb wolltest du selbst nach ihm suchen?«

Ich schwieg.

»Kann ich verstehen«, sagte sie und setzte ihren hellblauen Rucksack ab, aus dem oben ein großer Spiralblock herausragte. »Wenn es mein Dad wäre, würde ich wahrscheinlich dasselbe tun.« Sie deutete auf die weißen Kumuluswolken am Horizont. »O Mann, ganz schön düster da hinten. Da zieht ein Sturm auf.«

»Wieso, der Himmel ist doch ganz klar?«, entgegnete ich. Ich wusste, wie Sturmwolken aussahen. Das wussten alle, die hier lebten, auch Anna.

»Die Wolken sind definitiv grau«, sagte sie mit Nachdruck. »Du solltest lieber noch ein paar Tage warten.«

Da fiel bei mir der Groschen. »Stimmt, ist sicher besser«, sagte ich erleichtert.

Sie merkte, dass ich auf den kleinen gelben Anstecker an ihrem Mantel starrte. Auf den ersten Blick sah er aus wie die Smileys, die ich von T-Shirts kannte. Aber dieser war anders. Er hatte auch die zwei schwarzen Punkte als Augen, aber er lächelte nicht, sondern runzelte die Stirn. So einen hatte ich noch nie gesehen.

Anna kletterte die Leiter hinunter, holte meinen Rucksack und war im Handumdrehen wieder oben.

»Den wolltest du doch nicht hierlassen, oder?«, sagte sie und gab ihn mir. Dann wandte sie sich um und ging davon. Aber nach ein paar Schritten hielt sie inne, machte kehrt und kam zu mir zurück.

Sie löste den Runzelsmiley von ihrem Mantel und steckte ihn an meine blaue Windjacke. »Hier«, sagte sie. »Heb den für mich auf.«

Sie warf mir noch einen Blick zu, und dann ging sie wirklich.

Ich fragte mich, was sie an diesem ruhigen Sonntagnachmittag hier am Anleger machte. Bei unserer nächsten Begegnung sollte ich es erfahren.

Ich saß oft auf dem umgedrehten Kutter meines Vaters hinter dem Haus und sah zu, wie unten in der Bucht die Boote durch die Meerenge tuckerten. Es war der Frühsommer 1991, und das Boot lag mittlerweile seit drei Jahren bei uns im Garten. Die weiße Farbe auf den Fichtenholzplanken blätterte überall ab, und an einigen Stellen begann das Holz schon zu modern. Jahrelang hatte das Boot den extremen Wetterbedingungen auf einer Insel im kalten Nordatlantik standgehalten, aber nun bekam es nicht mehr die Pflege, die notwendig war, um es in Schuss zu halten. Selbst mein Name, den ich mit dem Messer in die Planken geritzt hatte, begann zu verschwinden. Pierce. Es war der Name meines Urgroßvaters – ein altmodischer Name für einen zwölfjährigen Schuljungen.

»Er hat Charakter«, sagte meine Mutter. »Du wächst schon noch hinein.«

Um ehrlich zu sein, gefiel es mir, der einzige Pierce auf unserer kleinen Insel zu sein. Obendrein ersparte es mir einen von den oft wenig schmeichelhaften Spitznamen, die Jungs mit demselben Vornamen oft verpasst wurden, um sie zu unterscheiden.

Das Boot nahm eine Menge Platz in unserem Garten ein. Bevor es dort abgestellt wurde, hatten wir Kartoffeln, Möhren, Kohl und Rüben angebaut oder was auch immer der

Boden hergab. Aber wir hatten schon lange nichts mehr gepflanzt; es war eine Mischung aus Lustlosigkeit und Zeitmangel, denn jetzt waren meine Mutter und ich ja nur noch zu zweit in unserem kleinen, zweistöckigen Holzhaus. Das Haus hatte meinem Großvater gehört. Und davor seinem Vater. Wir konnten unsere Vorfahren fast zweihundert Jahre zurückverfolgen, wie die meisten Familien auf Perigo Island. Und wir lebten fast alle von der Fischerei.

Alle paar Minuten blickte ich durch die zerkratzten Linsen meines alten Fernglases zum Horizont. Während der Sommermonate fuhren die Boote kurz vor Sonnenaufgang raus und kamen einige Stunden später zurück; wenn es gut lief, schwer mit Fisch beladen. Kabeljau, um genau zu sein. Obwohl ich erst zwölf war, konnte ich schon ziemlich gut erraten, wie viel Fisch ein Boot bei seiner Rückkehr an Bord hatte. Wenn es tief im Wasser lag, sodass die Wellen schon fast über das Dollbord schwappten, hatte es mindestens zweitausend Pfund Fisch geladen. Ein guter Tagesfang. Wenn es jedoch hoch im Wasser lag, waren es meist nur ein paar Hundert Pfund, manchmal war der Laderaum sogar leer. Wir hatten schon eine ganze Reihe von Tagen hinter uns, an denen niemand mit einem guten Fang nach Hause gekommen war.

In unserer Welt war der Kabeljau König. Obwohl die Saison relativ kurz war – sie ging nur von Juni bis September –, sicherte die Fischerei unseren Lebensunterhalt. Für uns war es ein Familiengewerbe, bei dem jeder auf die eine oder andere Art beteiligt war, entweder beim Fischfang oder bei der Verarbeitung in der Fabrik. In der Schule lernten wir, dass der Kabeljau aus Neufundland in die ganze Welt exportiert wurde, zu Märkten in den Vereinigten Staaten, Japan, Großbritannien, Brasilien und Puerto Rico. Es war eine seltsame

Vorstellung, dass Fisch aus unseren Gewässern an Orten landete, von denen wir nur träumen konnten.

Seit dem Verschwinden meines Vaters hatte ich einen regelrechten Widerwillen gegen das Meer entwickelt, was natürlich einige Schwierigkeiten mit sich brachte, da ich ständig davon umgeben war. Wenn es richtig stürmte, lag ich wach und lauschte auf die Wellen, die nicht weit von meinem Schlafzimmerfenster gegen die Felsen donnerten. Die salzige Gischt bedeckte nicht nur unsere Haustür, sondern auch Autos und Fahrräder, und alles aus Metall war bald von Rost zerfressen. Das Salz nagte an der Farbe, mit der unser Haus gestrichen war, und setzte den Pflanzen im Garten zu. Aber so war das Leben hier draußen nun mal. Perigo Island war nur sechzehn Meilen lang und eine halbe Meile breit. Ihren Namen hatte sie von portugiesischen Fischern bekommen; *perigo* bedeutet »Gefahr« – vielleicht wegen der gefährlichen Strömungen, die die Insel umgaben. Zur Hauptinsel von Neufundland waren es nur dreißig Minuten mit der Fähre, aber es fühlte sich an, als wäre sie Tausende von Meilen entfernt.

Durch das Fernglas konnte ich eine Ecke unserer kleinen Schule sehen. Dort hatte ich gelernt, dass der Boden, auf dem wir uns bewegten, aus einer Mischung von Kalkstein, Granit und Vulkangestein bestand und zu den ältesten der Erde gehörte. Sofort hatte ich Bilder von flüssiger Lava vor mir gesehen, die aus den Tiefen hervorgespuckt wurde, was mein Misstrauen gegenüber dem Meer nur noch verstärkte. Uns wurde auch gesagt, dass Neufundland zur subarktischen Zone gehörte, was die Sümpfe und das Ödland erklärte, aus denen große Teile von Perigo Island bestanden. Auf der Insel gab es nur noch ein einziges kleines Waldstück aus Fich-

ten und Kiefern, die anderen Wälder waren über Generationen hinweg zur Beschaffung von Bau- und Feuerholz gerodet worden. All das bedeutete, dass wir überall auf unseren Trikes herumfahren konnten. Diese geländegängigen, motorisierten Dreiräder fuhren problemlos über jeden Untergrund, bis auf die zerklüfteten Klippen, von denen die Insel umschlossen war.

Vom Boot meines Vaters aus konnte ich auch das geteerte Flachdach unserer Fischfabrik sehen, in dem täglich mehrere Tausend Pfund Fisch verarbeitet wurden, eine eindrucksvolle Zahl für eine Gemeinde mit nicht einmal 1500 Einwohnern. Die wenigen, die nicht als Fischer oder in der Fabrik arbeiteten, fuhren jeden Tag mit der Fähre zum Festland, um dort ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Die Boote luden ihren Fang an der Nordseite des Hafens ab und machten dann an der Südseite oder ganz am Ende der Bucht fest. Ein kleiner Damm schützte die Bucht vor großen Wellen. In der Mitte war eine schmale Öffnung, gerade breit genug, damit die Boote hindurchfahren konnten, aber zu breit, um hinüberzuspringen, wie Billy Maddox im Sommer 1985 schmerzhaft erfahren hatte.

Während der Sommermonate war auf dem Damm und in der Fischfabrik immer jede Menge los. Selbst Zwölfjährige konnten sich dort Geld verdienen, wenn sie über ein scharfes Messer verfügten.

Als ich das Fernglas wieder auf den Horizont richtete, sah ich endlich, worauf ich gewartet hatte: Boote, die auf den Hafen zufuhren. Sie lagen ziemlich tief im Wasser. Also hatten sie Fisch an Bord. Ich schlüpfte in meine Gummistiefel, nahm meinen weißen Plastikeimer und fuhr mit dem Daumen über die Schneide meines Messers, um die Schärfe zu

prüfen, bevor ich es in die Scheide an meinem Gürtel schob. Das Messer hatte mein Dad mir geschenkt, und ich hatte sofort meinen Namen in den Holzgriff geritzt.

Ich lief über den Kiesweg von unserem Haus und dann scharf rechts hinunter zur Fabrik. Als ich mich dem Hafen näherte, hörte ich schon das unverkennbare *Putt-Putt* der Eintakter. Bevor die erfunden worden waren, mussten die Fischer wie mein Urgroßvater noch zu den Fischgründen rudern. »Damals hatten die Männer hier Arme so dick wie Beine«, hatte mein Vater oft gesagt. Bei der Vorstellung musste ich jedes Mal lachen.

Unten beschrieb die Straße eine Kurve und führte an der Bucht entlang, sodass ich parallel zu einem der Boote lief, das gerade den Damm passiert hatte und auf den Anleger zusteuerte. Jacob Maloney, ein Mann, der die Fischgründe so gut kannte wie die Risse in seinen ledrigen Händen, stand am Steuer, während sein Sohn Bobby im Bug das Tau zum Anlegen entrollte.

»Kann ich eure Zungen haben?«, rief ich Jacob zu.

Jacob sah zu mir herüber. Wir waren jetzt fast auf Augenhöhe, ich an Land und die beiden auf dem Wasser. Er nickte.

Damit war der Deal geschlossen. Einfach so.

Ich schob mich zwischen Dutzenden von Kindern unterschiedlichen Alters hindurch, die ebenfalls mit Messern und Eimern bewaffnet waren und seit Sonnenaufgang auf die Gelegenheit warteten, ein bisschen Geld zu verdienen. Die Kabeljauzunge, die eigentlich gar keine Zunge war, sondern ein Muskel am Hals des Fisches, galt als Delikatesse, und so konnte man als Kind mit dem Verkauf einen ordentlichen Schnitt machen. Ross Coles und seine Kumpane, die von meinen Freunden und mir nur die Arschlöcher genannt

wurden, warteten auch auf dem Anleger. Ross Coles und die Arschlöcher – das klang fast wie der Name einer Band auf einem der alten Schallplattencover meines Vaters. Früher hatte ich meine Eltern manchmal samstagsabends nach dem Essen dabei ertappt, wie sie in der Küche zu einem Song tanzten. Mein Vater hatte sich wie zum Gruß an einen imaginären Hut getippt und meine Mutter schwungvoll hintenübergebogen.

Ross war groß, mit blondem, strähnigem Haar und muskulösem Körper. Er war außerdem zwei Jahre älter als ich, aber nur eine Klasse über mir. Er und seine Freunde machten nichts als Ärger. Und Ross war nicht nur der Anführer, sondern auch der schlimmste Piesacker und der mieseste Kerl, den ich kannte.

Ich kam genau in dem Moment am Anleger an, als Jacob und Bobby ihr Boot festmachten. Während die Fischer ihren Fang ausluden, stellten Gabelstaplerfahrer von der Fabrik riesige Plastikkisten neben die Tische, an denen die Fische ausgenommen wurden. Die Fischer warfen den ausgenommenen Fisch in diese Kisten, die dann in die Fabrik gebracht wurden. Dort säuberten und filetierten Arbeiterinnen wie meine Mutter den Fisch, bevor er für den Transport verpackt wurde.

»Schätze, du hast es besser raus als wir alle zusammen«, sagte eine vertraute Stimme hinter mir.

Ich drehte mich um. Thomas Dwyer, mein langjähriger Freund und Geschäftspartner, saß auf seinem umgedrehten Eimer und schärfte sein Messer mit einem kleinen, eckigen Stein.

»Der schlaue Vogel fängt den Wurm, nicht der frühe«, gab ich zurück.

Thomas grinste. Sein krauses rotes Haar passte perfekt zu seiner Gesichtsfarbe. Deshalb hatte er den Spitznamen Rippchen, nach den gepökelten Schweinerippen, die durch das Salz rosarot wurden. Gepökeltes Rind- und Schweinefleisch war auf der Insel ein Grundnahrungsmittel, insbesondere in Form des sogenannten Jiggs Dinner, ein Sonntagsmahl, zu dem es gekochte Kartoffeln, Möhren und Kohl gab. Das Fleisch wurde in Portionen zu vier Pfund verkauft, verpackt in weißen Plastikschaalen, die ideal für unsere Arbeit am Anleger waren.

»Wo ist Bennie?«, fragte ich und sah mich suchend um. Er war der Dritte im Bunde in unserem Kabeljauzungen-Unternehmen.

»Keine Ahnung. Ich weiß nur, dass du heute dran bist.« Thomas deutete auf Jacobs Boot. Das war Teil des Deals: Die Fischer überließen einem die Kabeljauzungen, und im Gegenzug musste man beim Ausladen des Fangs helfen.

»Wie kommst du denn darauf?«, entgegnete ich mit einem Blick auf die Ladung unter uns.

»Bennie ist nicht da, und ich hab gestern schon geholfen.« Thomas reichte mir den langen Spieß.

An dem Punkt zögerte ich jedes Mal. Es lag nicht daran, dass ich faul war, ich mochte nur nicht auf einem Boot sein, selbst wenn es festgemacht war. Mir wurde schon flau, wenn ich nur auf dem Anleger stand. Deshalb hielt ich immer von unserem Garten Ausschau nach den Booten, damit ich nicht dort unten warten musste. Das würde ich Thomas natürlich niemals verraten, und so biss ich die Zähne zusammen und kletterte einhändig die Leiter hinunter, weil ich in der anderen den Spieß hielt, der ein gutes Stück länger war als ich.

Unten angekommen, begab ich mich zur Mitte des Boots

und entfernte die Bretter über dem mittschiffs gelegenen Frachtraum, wo der Fang gelagert wurde. Jacob und sein Sohn kletterten nach oben auf den Anleger und stellten sich mit dem Messer in der Hand an die Zerlegetische. Ich hatte gut geschätzt: Das Boot war halb voll, das entsprach ungefähr achthundert Pfund Fisch. Einige davon waren Zwanzigpfünder, was die Arbeit nicht gerade leichter machte.

»Wirfst du die jetzt rauf, oder willst du jedem erst noch einen Abschiedskuss geben? Los, hau rein!«, rief Thomas.

»Idiot!«, rief ich zurück.

Ich machte mich an die mühsame Arbeit, die Fische aufzuspießen. Ich war größer als meine beiden Freunde und hatte, wie Thomas sich ausdrückte, »Affenarme«, die zu lang für meinen Körper waren. Damit hatte er zwar recht, aber er hätte es auch ein bisschen freundlicher formulieren können. Ich stieß den Metallhaken am Ende des langen Stabs in den Kopf eines Fisches, was jedes Mal ein gruseliges Ploppgeräusch machte. Wir achteten immer darauf, nicht in den Körper zu stechen, da Wes Bartlett, der Vorarbeiter der Fabrik, uns unmissverständlich klargemacht hatte, dass dadurch das Filet beschädigt wurde, was die Qualität und damit auch den Ertrag verschlechterte.

»Wenn ich mitkriege, wie einer von euch den Haken in irgendwas anderes als den Kopf stößt, verpass ich euch 'nen Tritt, dass ihr bis aufs Festland fliegt«, grummelte der alte Wes, eine Zigarette im Mundwinkel, oft.

Sobald ich einen Fisch aufgespießt hatte, schleuderte ich ihn mit einer schwungvollen Bewegung nach oben auf den Anleger. Thomas schnappte ihn sich und schnitt die Zunge heraus, indem er den Fisch auf den Rücken drehte, mit der einen Hand den Kopf festhielt und mit der anderen rechts und

links den Hals aufschlitzte. Dann schob er den Finger unter die Zunge und schnitt sie vorne und hinten ab. Das Ganze dauerte nur ein paar Sekunden. Diese Zungen brachten gutes Geld, einen Dollar pro Pfund, ein guter Lohn für drei Zwölfjährige. Später kamen wir darauf, dass es noch einträglicher war, sie im Dutzend zu verkaufen, denn das wog weniger als ein Pfund. »Ertragssteigerung« nannte Bennie das, und Thomas, etwas schlichter, »mehr Geld für weniger Zunge«.

Während ich einen Fisch nach dem anderen hochwarf, fiel mein Blick auf ein anderes Boot im Hafen. Solomon Vickers tuckerte mit einem Zwanzig-Fuß-Kunststoffboot an uns vorbei. Solomon lebte erst seit sechs Monaten auf der Insel; er war kurz nach Neujahr angekommen. Als wir ihn das erste Mal in der Bucht fahren sahen, hielt er in einem kleineren, aufblasbaren Boot auf den Anleger zu. Es sah aus, als wäre es aus schwarzem Gummi. So etwas hatten wir in unseren Gewässern noch nie gesehen. Einer der Fischer sagte, es sei ein Schlauchboot. Wir wussten sehr wenig über den streng aussehenden Mann, der ganz für sich am anderen Ende der Insel wohnte. Und das Wenige, was wir zu wissen glaubten, leiteten wir aus unseren Beobachtungen ab. Solomon war ungefähr Mitte sechzig, groß, mit dichtem, schlohweißem Haar, das lang genug war, um es zu einem kleinen Zopf zu binden, was er aber nie tat. Er lebte allein, ohne Frau und Kinder. Wie so oft ersetzten Gerüchte die fehlenden Informationen. Einige hatten angeblich gehört, er wäre auf der Flucht vor der Polizei. Andere behaupteten, er wäre ein Künstler, der gerne Fische malte und Gras rauchte, was vermutlich auf seine langen Haare und die selbst gedrehten Zigaretten zurückzuführen war.

Sein Boot glitt dicht neben dem vorbei, in dem ich stand.

Hinter ihm, über dem Frachtraum, war eine mattschwarze Plane ausgebreitet, die an den Ecken mit Steinen beschwert war. Ein Windstoß hob eine Ecke an und gab den Blick auf etwas frei, das mich stutzig machte: mehrere Reihen von kleinen Knochen. Solomon bemerkte meinen Blick. Seine Augen waren kalt wie die der Fische in meinem Boot. Er fuhr an der Fabrik vorbei und zum Ende der Bucht, wo einige der Fischerhütten standen. Wie die meisten Fischer der Insel lagerte Solomon seine Ausrüstung in einem dieser kleinen Schuppen, die direkt am Ufer standen.

Ich machte weiter, bis alle Fische an Land waren, dann kletterte ich vorsichtig wieder auf den Anleger. Ich überlegte, ob ich Thomas erzählen sollte, was ich gesehen hatte. Was machte der alte Solomon mit Knochen in seinem Boot, und was waren das für Knochen? Ich holte mein Messer heraus und hockte mich neben Thomas, der mitten im Kabeljauhauken kniete, von oben bis unten mit Eingeweiden beschmiert. Zungen herausschneiden ist ein schmutziger Job, aber Thomas schaffte es, dabei noch schmutziger zu werden als alle anderen.

»Nicht übel. Nicht toll, aber auch nicht übel«, verkündete Thomas. Für die Fischer auf unserer Insel war es ein harter Sommer. Und man erzählte sich, dass es anderswo auch nicht besser aussah.

»Das wird schon noch«, sagte ich. »Tut es doch immer.«

Ein Stück entfernt kam Bennie Nayak die steile Straße zur Fischfabrik heruntergerannt. Eimer und Messer in der Hand, schlängelte er sich zwischen den Kindern und den Fischbergen hindurch. Schließlich setzte er zu einem Sprung über ein paar zusammengerollte Netze an und landete punktgenau vor uns, wie ein Olympiaturner.

»tschuldigung, Mom und ich sind gerade erst zurückgekommen. Die Fähre hatte Verspätung«, sagte Bennie, strich sich das dichte schwarze Haar aus der Stirn und machte sich an die Arbeit.

»Lassen wir nicht gelten.« Thomas schüttelte missbilligend den Kopf.

»Als ob ich euch nicht in null Komma nichts einholen könnte.« Und das konnte er, mit Leichtigkeit. Bennie war zwar der Kleinste von uns, aber bei Weitem der Schnellste. Mit seinem Messer ging er geschickt wie ein Chirurg um, was nicht weiter verwunderlich war, schließlich war sein Vater Arzt. Die ruhige Hand lag offenbar in der Familie.

»Träum weiter«, sagte Thomas. »Apropos Träume, ich hab letzte Nacht wieder von deiner Schwester geträumt.«

»Du träumst also schon von deinen Niederlagen«, gab Bennie schlagfertig zurück.

»Wie redest du denn mit deinem zukünftigen Schwager?«, empörte sich Thomas.

Zu dritt fanden wir schnell unseren Rhythmus und schnitten die Zungen aus dem restlichen Fisch.

»Hey, auf der Fähre war ein Polizeiauto«, sagte Bennie.

Wir hielten spontan inne. Auf so einer kleinen Insel war das eine große Neuigkeit.

»Hat wieder jemand die Holzäpfel aus den Bäumen vom alten Gerard O'Byrne geklaut?«, fragte Thomas.

»Ja, du«, antwortete ich. Das wusste ich, weil ich sie mit ihm zusammen geklaut hatte.

Bennie schüttelte den Kopf. »Nee, damit hat das nichts zu tun. Ich hab gehört, wie Mom mit dem Polizisten gesprochen hat. Am Südufer ist ein Mädchen verschwunden.«

»Verschwunden? Wer denn?«, fragte ich.

»Anna Tessier.«

Der Name traf mich wie ein Schlag. »Ich kenne sie.«

»Alle kennen sie«, erwiderte Thomas. »Auf dieser Insel gibt es niemanden, den wir nicht kennen.«

»Meint ihr, sie ist weggelaufen?«, fragte Bennie.

»Das hat sie schon mal gemacht. Hier verschwindet doch niemand einfach so«, sagte Thomas. Dann bemerkte er den Ausdruck auf meinem Gesicht. »'tschuldige, du weißt, wie ich's gemeint habe.«

Thomas sah zu einem weiteren Boot hinüber, das gerade hereinkam, als ihn plötzlich etwas mit solcher Wucht im Nacken traf, dass er vornüberfiel und dabei seinen Eimer mit Zungen umstieß.

»Was zum Teufel war das?«, fragte er, während Bennie und ich ihm aufhalfen und dabei einige der Zungen zertraten.

Auf dem Boden neben unseren Eimern lag ein Seeskorpion, ein stacheliger, prähistorisch aussehender Fisch. Ein Gründler.

»Du blutest«, sagte Bennie.

Thomas fasste sich an den Nacken, und seine Finger verfärbten sich rot. Die scharfen Stacheln hatten sich in seine Haut gebohrt.

Hinter uns erscholl Gelächter. Wir drehten uns um und sahen Ross, den zwei andere Jungen zu seinem Treffer beglückwünschten. Pete »Kugel« Parsons und Jody Buckle. Kugel, der fast so breit wie hoch war, hatte seinen Spitznamen bekommen, als er eines Tages im Erdkundeunterricht vorne stand und jemand frotzelte, Pete sei noch kugelig als der Globus neben ihm. Jody Buckle war das genaue Gegenteil: groß und dürr. Und er war unglaublich fix mit dem Messer, manche sagten, genauso fix wie Bennie. Die beiden müssten

mal gegeneinander antreten, so wie zwei Cowboys im Wilden Westen.

»Hässlich und hässlich gesellt sich gern, Rippchen!«, rief Ross aus zehn Metern Entfernung. Er wartete auf eine Entgegnung, irgendwas Freches, das ihm einen Grund bot, Thomas ins Wasser zu stoßen, doch der schwieg. Ross und die Arschlöcher verloren rasch das Interesse und trollten sich zu den einlaufenden Booten.

»Alles okay, Thomas?«, fragte ich, als sie weit genug weg waren.

»Ich hasse diese Typen.«

Wir sammelten unsere Zungen ein und warfen die, auf die wir getreten waren, ins Meer, wo sich sogleich die Möwen darum balgten. Den restlichen Sonntag verbrachten wir weiter damit, Fischen die Zungen aus dem Hals zu schneiden. Und nach einer Weile hatte Thomas sich wieder berappelt und lachte und scherzte wie immer.

Doch ich blieb still. Ich musste immer wieder an Anna Tessier denken.

Die Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel
Closer by Sea bei Scribner Canada edition,
einem Imprint von Simon & Schuster, Inc., Toronto.

© 2023 by Perry Chafe

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des
Text- und Data-Minings nach §44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage 2026

© 2026 mareverlag eG, Pickhuben 2, 20457 Hamburg

Lektorat Angela Volknant

Typografie Iris Farnschläder / mareverlag

Schrift Plantin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Germany

ISBN 978-3-86648-720-8



www.mare.de

Kontaktadresse nach EU-Sicherheitsverordnung:
produktsicherheit@mare.de